
WERKZEUGE



Sit-in in der Universität
Hamburg, 18.4.1968

FÜR DIE EINRICHTUNG EINES EXPERIMENTELLEN LECTURE THEATRES AN UNIVERSITÄTEN!

In Vorträgen wird – so die Auffassung, die das wissenschaftliche Vortragsszenario der Gegenwart organisiert – Wissen zusammengestellt und vermittelt. Dieses Wissen legitimiert sich gemeinhin im Verweis auf andere Teile wissenschaftlicher Praxis, die als Forschung gelten. Vorträge beziehen sich zurück auf die Arbeit in Archiven (historisch) oder im Labor (naturwissenschaftlich), auf die Forschung im Feld (sozialwissenschaftlich) und die statistische Auswertung oder auf die Ergebnisse digitaler Simulationen. Die Funde und Befunde, die an diesen anderen Orten wissenschaftlicher Praxis produziert werden, werden so scheint es, im Vortrag lediglich präsentiert und repräsentiert – entsprechend einer alten, wörtlichen Bedeutung von Vortrag als <Nach vorne Tragen> aus dem Archiv.

Aus wissenshistorischer und diskursanalytischer Perspektive liegt auf der Hand, dass diese (Re-)Präsentation von Wissen im Vortrag nicht ohne Einfluss auf das Wissen selbst bleibt. Foucault umschreibt die Diskursanalyse als eine Analyse, die an jenen Schwellen ansetzt, an denen Wissen als Wissen erst zur Erscheinung kommt.¹ Und nicht zufällig heißt <Diskurs/*discours*> eben wörtlich auch <Vortrag>, denn wie Wissen als Wissen erst zur Erscheinung kommt, eben dies lässt sich im Szenario des Vortrags beobachten.

Gegenwärtig findet diese Beobachtung vor allem in historischer Perspektive statt, beispielsweise wenn die Science Studies nachzeichnen, wie die Entstehung neuer epistemischer Konstellationen mit der Entwicklung neuer Darstellungsformate und der Adressierung neuer Öffentlichkeiten einherging.² Wenig thematisiert, geschweige denn produktiv gemacht wird dagegen, dass eine medien- und performancewissenschaftlich geschulte Aufmerksamkeit aktuelle Vortragsszenarien immer schon doppelt wahrnimmt: einmal im Hinblick auf das dabei vermittelte Wissen, dann aber auch im Hinblick darauf, wie dieses Wissen im Vortrag überhaupt zur Erscheinung kommt.

Der Systemtheorie folgend lässt sich diese Nicht-Thematisierung auf die so genannte Herstellungs-/Darstellungsdifferenz zurückführen, die wissenschaftliches Handeln leitet.³ Demzufolge haben die Wissenschaften zwar den

¹ Michel Foucault, *Die Archäologie des Wissens*, Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1981, 271.

² Vgl. Jan Golinski, *Science as Public Culture. Chemistry and Enlightenment in Britain 1760–1820*, Cambridge (Cambridge Univ. Press) 1992; Simon Schaffer, Steven Shapin, *Leviathan and the Air Pump. Hobbes, Boyle and the Experimental Life*, Princeton (Princeton Univ. Press) 1985.

³ Vgl. Sibylle Peters, *Der Vortrag als Performance*, Bielefeld (transcript) 2011, 183ff.

Anspruch, die Bedingungen ihrer Wissensherstellung zu kontrollieren und zu gestalten, nicht jedoch die Bedingungen ihrer Wissensdarstellung. Dies unterscheidet die Wissenschaften deutlich von den Künsten und begründet zahlreiche Missverständnisse, die entstehen, wenn Vertreter_innen beider Felder sich über Forschung austauschen. Ist doch die zwischen Beobachtung und Aktion hin und her wechselnde Variation der Darstellung, der Präsentation und Repräsentation auf der Szene das zentrale Merkmal szenischer Forschung.

Der Prozess, in dem Wissen im Vortrag als Wissen zur Erscheinung kommt, hat viele Dimensionen: zeitliche Protokolle, räumliche Anordnungen, institutionelle Rahmungen, geteilte Rollenverständnisse, Figurationen der Adressierung und der Teilhabe, aber auch – und nicht zuletzt – eine mediale Dimension, in der es beispielsweise um das Verhältnis von Schriftlichkeit, Mündlichkeit und Körperlichkeit geht, um den Vortragenden als Medium und um zahlreiche technische Apparaturen, die die Aktualisierung von (Be-)Funden ermöglichen und damit ganze Richtungen der Episteme vorformatieren.⁴ Vor diesem Hintergrund wären die Medienwissenschaften gut beraten, die von der Systemtheorie beschriebene Herstellungs-Darstellungsdifferenz nicht unhinterfragt zu lassen: In welcher Beziehung steht das historische Wissen um die Medialität des Wissens zur gegenwärtigen Praxis der Wissenspräsentation?

Historisch gesehen ist die Frage nach dem wissenspoietischen Charakter des Vortragens keineswegs exotisch. In der Tat steht eine vergleichbare Überlegung im Zentrum des Entstehungszusammenhangs der modernen Forschungsuniversität. Man müsse, so formuliert Wilhelm von Humboldt, davon ausgehen, dass das Vortragen vor einer Menge mitdenkender Köpfe auch den Vortragenden zu neuen Erkenntnissen beflügelt.⁵ Ergo: Universität statt Akademie, Einheit statt Trennung von Forschung und Lehre. Im Umfeld der Humboldt'schen Universitätsreform häufen sich denn auch Theoreme, wie diese Erkenntnisproduktion im Sinne einer «allmählichen Verfertigung der Gedanken beim Reden» im Einzelnen vonstattengeht.⁶ Dabei spielen Geistesblitze eine Rolle, Geister ohnehin, Auf- und Entladungen – der Übergang zur Theorie von Elektrizität und Physiologie, wie sie sich im 19. Jahrhundert entwickelt, ist fließend.⁷ Obwohl oder gerade weil das dominante Modell zu dieser Zeit der so genannte freie oder auch lebendige Vortrag ist, kann von heute aus kein Zweifel bestehen, dass die entsprechenden Theoreme darauf zielen, die Medialität des Vortrags, des Vortragenden und seiner Zuhörerschaft zu fassen. Dabei ruht die historische Debatte um die wissenspoietische Medialität des sogenannten freien Vortrags auf rhetorischen Traditionen, nämlich genauer gesagt auf dem rhetorischen Topos der Evidentia. Seit Quintilian ist Evidentia zunächst das Maß, in dem ein Vortrag – beispielsweise durch die Selbstaffektion des Vortragenden – eine Vergegenwärtigung dessen leistet, wovon er spricht. Ist dieses Maß voll, so kann das Publikum eines Vortrags eine zwingende Beziehung zwischen dem, was gesagt wird, und dem, was sich dabei zeigt, bezeugen.⁸ Im Spannungsfeld zwischen rhetorischer Evidentia und wissenschaftlicher Evidenz

⁴ Vgl. beispielsweise Silke Wenk, Zeigen und Schweigen. Der kunsthistorische Diskurs und die Diaprojektion, in: Sigrid Schade, Georg Christoph Tholen (Hg.), *Konfigurationen. Zwischen Kunst und Medien*, München (Fink) 1999, 292–305.

⁵ Wilhelm von Humboldt, Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin, in: ders., *Werke in fünf Bänden*, Bd. 4, Darmstadt (WBG) 1964, 255–266.

⁶ Heinrich von Kleist, *Werke* in einem Band, hg. von Helmut Sembdner, München (Hanser) 1966, 810ff.

⁷ Vgl. Peters, *Vortrag*, S. 83ff.

⁸ Vgl. Rüdiger Campe, Affizieren und Selbstaffizieren. Rhetorisch-anthropologische Näherung ausgehend von Quintilian *«Institution oratoria»* VI 1–2, in: Josef Kopperschmidt (Hg.), *Rhetorische Anthropologie. Studien zum Homo Rhetoricus*, München (Fink) 2000, 135–153.

zeigt sich die irreduzible Rhetorizität aller Wahrheitsfindung im Szenario des freien Vortrags von einer neuen Seite: Das klassische Mit- und Gegeneinander von Stil und Wahrheit findet sich in ein performatives Setting eingebettet, das Körper und Zeichen, Medien und Öffentlichkeiten umschließt. Wissen und Erkenntnis erweisen sich dabei als immer schon materielle Praxis, als etwas, das «in Formen der Darstellung und inszenierten Wahrnehmungssituationen, in medialen Praktiken und auf sozialen Handlungsfeldern erst entsteht.»⁹

Wäre es möglich, von solchen historischen und theoretischen Überlegungen zum poetischen Charakter der Wissenspräsentation zu reflektierten Interventionen in die gegenwärtige Praxis überzugehen? Wie lässt sich dieses historische und vielleicht auch praktische Bewusstsein in ein experimentelles Forschungssetup wenden?

In Ermangelung ethnografischer und performativer Forschungsvorgehen konnte die Theoriebildung um 1810 diese Frage nicht klären. Heute ist sie – zumindest theoretisch – leichter zu beantworten: Zunächst ist eine Form der Beschreibung, der Aufzeichnung, des Protokolls zu etablieren, Forschungslogbücher, Register, in denen Forschende das erlebte Geschehen im Zuge von Wissenspräsentationen in möglichst gleichbleibender Form festhalten. Auf dieser Basis gilt es dann, einzelne Faktoren der Vortragsperformanz zu isolieren und unter szenischen Bedingungen begründet zu variieren, um auf diese Weise Experimentalsituationen herzustellen. Schließlich braucht es den Austausch und die Vernetzung von Forschenden, die mit entsprechenden Experimentalsituationen arbeiten. Doch obwohl solche Schritte leicht zu benennen sind, erweist es sich bislang als unmöglich, sie innerhalb einer gegebenen wissenschaftlichen, also disziplinären Praxis tatsächlich zu gehen. Dies hängt nicht zuletzt mit dem genuin transdisziplinären Charakter zusammen, der die Wissenspoiesis im Vortragsszenario kennzeichnet. Die Wissenspoiesis der Präsentation speist sich aus einem Kontinuum von Evidenzerfahrungen, das die Grenzen disziplinärer Wissensproduktion notwendig überschreitet. Hier ist ein transdisziplinäres Zusammentun gefragt: Medienwissenschaft und angewandte Theaterwissenschaft bzw. szenische Künste gemeinsam könnten – nicht nur für sich selbst, sondern auch für andere wissenschaftliche Disziplinen – eine Laborsituation im Hörsaal herstellen.

Man stelle sich vor, eine Universität würde einen ihrer Hörsäle für die Forschung an und mit der Präsentation zur Verfügung stellen. Ein transdisziplinäres Leitungsteam könnte daraus heute – ausgestattet mit einem überschaubaren Etat für Honorare, Technik, Dokumentation – ohne weiteres ein *Lecture Theatre* machen, in dem Universitätsangehörige, aber auch Angehörige ganz unterschiedlicher Öffentlichkeiten, die Möglichkeit hätten, das Präsentieren von Wissen nicht als eine der Forschung nachgeordnete Pflicht- und Lehrveranstaltung, sondern als ein Szenario der Wissenspoiesis zu erleben und zu betreiben. Dabei sollte es nicht oberflächlich um die Popularisierung von

⁹ Robert Felfe, Schauplätze des Wissens. Rückblick auf zwei Tagungen in Berlin, in: *kunsttexte.de*, Nr. 3/2002, www.kunsttexte.de.

Wissenschaft, um die Austreibung der traditionellen Langeweile aus der Vorlesung gehen oder darum, die Performance der Vortragenden im Sinne einer Darstellungsleistung zu optimieren. Im Gegenteil: Um tatsächlich forschungsrelevant zu sein, sollte die experimentelle Variation im *Lecture Theatre* präzise und differenziert bei einzelnen Faktoren ansetzen, die konventionelle Wissenspräsentationen jeweils ausmachen. Es ginge also gerade nicht darum, die ganz andere Wissenspräsentation zu designen, sondern vielmehr darum, minimale und daher als solche beobachtbare Variationen zu erproben. Anzufangen wäre beispielsweise mit dem Prinzip der Wiederholung: Die Angehörigen der Universität könnten eingeladen werden, aus allen Vorlesungen und Vorträgen des Semesters, aber auch aus einem Spektrum berühmter historischer Vorträge eine Auswahl zu treffen, die im *Lecture Theatre* wiederholt bzw. *re-enacted* wird. Naheliegend wäre auch die Fokussierung einzelner technischer Apparaturen im *Lecture Theatre* – etwa in Form medienwissenschaftlicher Vortragsreihen, die die epistemischen Wirkungen dieser Apparaturen nicht nur besprechen, sondern, gegebenenfalls unter Einsatz historischer Technik, auch experimentell demonstrieren. Experimente zur Entwicklung neuer kollektiver Vortragsformate oder zur Dokumentation und Publikation von Vorträgen wären im *Lecture Theatre* ebenfalls am Platz – beispielsweise in Konzentration auf das immer wichtiger werdende Verhältnis zwischen Vortragsszenario und Netz.¹⁰ Und nicht zuletzt wäre ein solches *Lecture Theatre* auch ein Ort, um Beobachtungen und Beschreibungen von Vortragsszenarien aus dem herkömmlichen Lehr- und Konferenzbetrieb zusammenzuführen, um auf diese Weise die Aufmerksamkeit für den wissenspoietischen Charakter des Vortragsszenarios insgesamt zu erhöhen und zu differenzieren. Ob die Medienwissenschaft neben einer historischen auch eine experimentelle Wissenschaft sein könnte oder sollte, wird immer wieder diskutiert, jedoch nur selten praktisch erprobt. Zu weit scheint häufig das Feld, zu unbestimmt die Methoden. Die Einrichtung eines experimentellen *Lecture Theatres* ist ein konkreter Vorschlag, um dies zu ändern.

¹⁰ Vgl. Peters, Vortrag, 151ff.